

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Björn Kern

Einmal noch Marseille

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Das Telefon klingelte an einem Donnerstagmorgen, den ich mit meiner Freundin im Bett verbrachte. Ich hatte nicht im geringsten vor, den Hörer abzunehmen, aber meine Freundin sagte: Geh dran, du weißt schon. Sie entzog sich mir, ich schüttelte den Kopf und lief zum Telefon.

Wir haben die Diagnose, sagte mein Vater.

Guten Morgen, sagte ich.

Es ist keine Arthrose.

Mir wurde kalt.

Es ist keine Arthrose, hörst du?

Mein Vater fing an zu weinen, ich hätte nicht gedacht, daß er das kann. Als er sich schnäuzte, fragte ich: Soll ich morgen kommen? Erst morgen, murmelte er und legte dann auf.

Ich ging zurück zu meiner Freundin ins Bett. Sie lag nackt auf den Laken, glatt und perfekt. Sie schaute mich fragend an, ich sagte: Hat Zeit, sie sagte: Wenn du meinst, und dann liebten wir uns.

Ich weiß nicht, welche Rolle ich dabei spiele, sagte ich meiner Freundin beim Frühstück, aber du spielst am besten gar nicht erst mit. Es ist meine Mutter, und es ist ihre Krankheit. Du hast damit rein gar nichts zu tun. Meine Freundin wollte widersprechen, ich schob ihr ein Marmeladenbrot in den Mund und sagte: Nein.

Wie jedes Jahr rief meine Mutter Anfang November an und fragte: Aber Weihnachten bist du doch bei uns? Ich haßte dieses Telefonat, ich sagte jedesmal: Nein, dieses Jahr kann ich nicht kommen, und am Ende kam ich dann doch.

Meine Mutter bettelte nicht, wenn ich nein gesagt hatte, sie sagte nicht: Überleg es dir noch mal, sondern machte eine kleine Pause und erzählte dann von meinem Vater. Mein Vater hörte entweder nicht zu, wenn sie mit ihm sprach, oder er lag mit nervösem Magen im Bett und war für niemanden da. Am Telefon erzählte sie mir, wie sehr sie darunter litt.

Manchmal auch, daß sie ihn verstand.

Es regnete seit dem Morgen, und irgendwann rief sie: Dann gehen wir eben mit Schirm. Sie verschwand in der Garderobe, suchte und fluchte eine Weile und kam dann mit einem zerrissenen schwarzen Regenschirm zurück.

Auf dem Feldweg staute sich das Wasser, ich machte einen Bogen um die Pfützen, aber meine Mutter sah im-

mer nur geradeaus. Als ihre Schuhe in einer Lache verschwanden, sagte sie: Auch egal, naß bin ich sowieso.

Dann klappte sie den Schirm zusammen und schaute mit offenem Mund in den Himmel. Sie schnappte nach den Regentropfen und sagte: Ich fühl mich wie ein kleines Kind.

Unter meinen Sohlen klumpte der Schlamm, ich war naß bis auf die Unterhose, und neben mir schnappte meine Mutter nach Tropfen.

Ist was, fragte sie.

Was soll denn sein.

Zum Waldrand ging es bergauf, und auf dem Feldweg lief uns der Regen entgegen. Wir stellten uns unter die Tannen und sahen ins Tal. Der Regen war dicht, er sah aus wie Nebel.

Meine Mutter sagte: Wie ich den Regen liebe. Ich sah sie von der Seite an und schwieg. Auf dem Rückweg rutschte sie in den Graben.

Mein Fuß, sagte sie.

Ich zog sie aus dem Dreck.

Schon die ganze Zeit.

Ich schlug ihr den Matsch von der Hose.

Als wäre er aus Blei.

Hak dich ein, wenn du magst.

Meine Mutter sagte nicht nein, sie sagte gar nichts mehr, und wir humpelten zurück.

An ihrem letzten Unterrichtstag kam meine Mutter nach Hause und sagte: Ist ja auch egal, ob ich da hingeh, ich fehl sowieso keinem.

Sie schmiß ihre Schultasche, auf der im Lauf der Jahre Hunderte von Schülern unterschrieben hatten, unter die Garderobe, warf den Mantel darüber und fing an zu trinken. Sie trank keinen Wein, sie fing gleich mit dem Kirsch an, und wenn sie das Glas abgesetzt und noch nicht wieder aufgefüllt hatte, klopfte sie mit den Knöcheln auf die Tischplatte.

Was ist denn los, fragte mein Vater. Er hatte einen großen Blumenstrauß gekauft, wir hatten gekocht, drei Gänge, mit Dessert. Meine Mutter saß auf der Kante ihres Stuhls und stellte die Schnapsflasche zwischen die Geddecke. Laßt mich doch alle in Ruh.

Zwei Stunden hatten wir für sie gekocht, aber ich wollte mich nicht aufregen und bat: Erzähl schon. Meine Mutter erzählte nicht, sie schenkte sich wieder nach, und als sie das Glas an die Lippen führte, zitterte ihre Hand, und sie verschüttete die Hälfte.

Mein Vater setzte sich neben sie und goß Pastis in drei Gläser. Er prostete uns zu, er sah meiner Mutter in die Augen und sagte dann: Ist doch gut so, jetzt haben wir viel mehr Zeit.

Meine Mutter warf das Pastisglas auf den Boden, es zersprang. Ich will Kirsch trinken, sagte sie, dann lehnte sie meinem Vater ihren Kopf an die Schulter. Er strich ihr durch die Haare, drückte sie fest, und ich sah zu.

Salade de chèvre chaud, rief ich, als ich mit den Tellern aus der Küche kam. Mein Vater sagte: Iß etwas, für uns, und meine Mutter setzte sich auf. Habt ihr ein französisches Menü gekocht, weil ich bald nicht mehr nach Frankreich kann?

Du kannst noch lange nach Frankreich, sagte mein Vater, und jetzt iß. Nach der Mousse au chocolat hob meine Mutter an zu sprechen, aber es dauerte bis zum Kaffee und brauchte noch zwei weitere Gläser Kirsch, bis sie wirklich erzählte.

Zwanzig Jahre, sagte sie. Ich bin zwanzig Jahre in diese Schule gegangen. Und am letzten Tag geh ich aus dem Klassenzimmer, als wäre es Wochenende. Sie haben mir nicht mal die Hand geschüttelt.

Sie fragte kein einziges Mal: Warum? Sie klärte mich einfach auf, sie sprach von ihrer Zukunft, als erzählte sie von einem Dritten: Ich werde mich nicht mehr bewegen können, sagte sie, ich werde nicht mehr schlucken können, und am Ende ersticke ich. Aber ich bleibe selbständig, solange ich das will. Ich werde keine Windeln brauchen, ich werde nicht sabbern. Ich bleibe Herr meiner selbst.

Meine Mutter fiel vom Rad, als ich gerade zu Besuch war. Sie kam in das Krankenhaus, in dem ich meinen Zivildienst geleistet hatte. Die Schwestern erkannten mich und grüßten, als sie vorbeieilten. Nur Maria blieb ste-

hen, sie umarmte mich und sagte: Tut mir leid. Dann ging auch sie. Im Zimmer meiner Mutter warf ich die Blumen aufs Bett und hielt ihre Hand.

Wird alles besser, wenn der Gips ab ist, sagte ich.

Wir wußten beide, daß das nicht stimmte.

Sie lächelte.

In einer Woche kommst du raus, dann kaufen wir dir ein Dreirad mit Sitz.

Ich bin doch kein Kind!

Wir kauften ihr das Dreirad tatsächlich. Es hatte einen schönen schwarzen Rahmen, einen Ledersitz und einen Hilfsmotor. Der Besitzer des Dreirads war gestorben, und mein Vater und ich waren froh, daß meine Mutter nicht mitgekommen war, als wir es kauften. Die Witwe trug Schwarz, ihr Mann war seit Jahren tot.

Meine Mutter genierte sich, sie schlich einige Tage um das Dreirad herum und sagte schließlich: Gut, ich fahre, aber nur, wenn ihr nicht zuseht. Mein Vater und ich drehten uns um wie Schuljungen, die in der Ecke stehen müssen. Meine Mutter lachte und fuhr los. Sie sagte: Nicht gucken, und kreiste auf dem Hof herum. Als sie wieder vor unseren Füßen ankam, sagte sie: Ich fühl mich wie eine alte Frau mit weißen Haaren. Wenn ich damit in die Stadt fahr, schauen mir doch alle nach.

Mein Vater sagte: Das tun sie, seit du achtzehn bist.

Als erstes verbrannte meine Mutter ihre Fotoalben. Ich will doch nicht an Regennachmittagen über vergilbten Fotos sitzen, sagte sie, mit zitternden Fingern. Sie übergab Palmen und Pyramiden den Flammen, Kleinkindergrinsen und jugendliche Verklemmtheit, sie verbrannte Freunde und Feinde, und ich hoffte, daß die Erinnerung, die sie zerstörte, nicht um so hartnäckiger blieb.

Nachdem sie die Fotos verbrannt hatte, bestellte meine Mutter ihre Freundinnen zu einer Pressekonferenz ein. Ich habe eine Diagnose, sagte sie, ansonsten ändert sich nichts. Wer von euch vorhatte, mich jetzt zu verhätscheln, kann gleich wieder gehen. Erst mal lebe ich weiter, und irgendwann ist Schluß, eigentlich unterscheidet mich von euch nichts.

Wir können doch mal für euch kochen, sagten die Freundinnen, wir lassen dich jetzt nicht im Stich. Meine Mutter mischte längst zwei Blatt Spielkarten und fragte: Wer gibt? Wie hat dein Mann reagiert, fragten die Freundinnen und nahmen widerwillig ihre Karten auf. Sie blickten mir in die Augen, als wollten sie fragen: Er hält doch zu ihr? Meine Mutter sagte: So ein gutes Blatt hatte ich lang nicht mehr, das Spiel ist auf jeden Fall meins.

Das Telefon klingelte, sie legte ihre Karten verdeckt auf den Tisch, im Gehen rief sie: Nicht schummeln. Als sie nach zehn Minuten immer noch telefonierte, nahm ich ihr Blatt auf, die Karten waren katastrophal, ich verlor Runde um Runde, dabei sprachen wir nicht. Dein Vater, sagte meine Mutter, als sie endlich wieder am Tisch saß,

fragt, wie's mir geht. Sie schüttelte den Kopf und murmelte: Ich lieg doch nicht auf der Intensivstation.

Er geht schnell für sein Alter, betrachtet den Horizont, spricht mehr mit sich als mit mir. Ohne sie wär ich längst in der Klapse, sagt er, sie hat mein Leben lebendig gemacht, ohne sie wär ich trocken und steif. Manchmal hab ich ein schlechtes Gewissen, sagt er, sie ist so krank, und ich bin gesund. Er schaut auf die Uhr. Laß uns umdrehen, ich will nur schnell nach ihr sehen.

Wir sind kaum zehn Minuten fort.

Meine Mutter fing an, Schmuck zu machen. Sie kaufte sich Messingbleche und Kristallsteine, Bohrmaschinen und Falzeisen. Sie saß den ganzen Tag an ihrer Werkbank und schmirgelte Oberflächen glatt oder tauchte Schmuckstücke in eine Ätzlösung, damit sie korrodierten.

Die Platten, aus denen sie Amulette und Broschen machte, sägte meine Mutter mit einer Metallsäge aus den Messingblechen. Ihre Hand krampfte sich dabei um den Griff der Säge, und die Bewegungen waren rauh und ruckartig. Auf ihrem Handrücken traten die Adern hervor, und wenn meine Mutter die Säge losließ, verharrte ihre Hand in der zusammengekrampften Haltung. Nur langsam streckten sich die Finger wieder, und das Blut floß zurück.

Sobald meine Mutter ihre Hand unter Kontrolle hatte,

machte sie sich an das nächste Stück und sägte ein kleines Oval oder eine Raute aus dem Messing. Sie schraubte die Platte an der Werkbank fest, ihre Finger klammerten sich um den Sägegriff, die Haut war faltig und sehnig, an den Gelenken schimmerte es hell unter der Haut. Meine Mutter bewegte jedes Fingerglied mit einer unglaublichen Mühe, als müßte sie mit dem kleinen Finger einen Backstein umwälzen.

Ich konnte den Anblick nicht ertragen. Als hätte ein kleines Kind zum ersten Mal eine Säge in der Hand. Manchmal dachte ich: Meine Mutter ist zwar genauso ungeschickt, aber das kleine Kind hätte wenigstens mehr Kraft.

Mein Vater rief an und fluchte. Sie kann nicht mehr Auto fahren, sagte er. Und scheiße sagte er, immer wieder. Ich wartete, bis er nicht mehr fluchte, und sagte dann: Das tut mir leid. Wir schwiegen eine Weile in den Hörer hinein. Als er wieder anfing, laut zu werden, sagte ich: Ich muß jetzt gehen, und legte auf.

Ich sah dann eine Stunde aus dem Fenster, ich mußte überhaupt nirgendwohin, wohin hätte ich gehen sollen? Ich stellte mir meine Mutter vor, wie sie mit ihrem Stock zum Auto humpelte, den Stock an das Blech lehnte, die Kratzer waren ihr schon immer egal. Ich sah, wie sie ihr Schlüsselbund in den Jackentaschen suchte, das Auto aufsperrte und sich auf den Polstersitz fallen ließ. Ich sah alles, sehr genau. Ich kannte die Farbe des Autos, ich

kannte den Geruch von modrigen Lumpen und Benzin in der Garage. Ich kannte die Ungeduld meiner Mutter, die noch eben schnell etwas erledigen muß. Einkaufen, zur Schule, ins Kino. Nur wie sie plötzlich die Kupplung nicht durchtreten kann, weil ihr das Fußgelenk nicht mehr gehorcht, das kannte ich nicht. Ich konnte daran denken, wie sie dasaß und immer wieder ihren Fuß bewegen wollte. Ich konnte daran denken, aber begreifen konnte ich es nicht.

Ich rief meine Freundin an: Ich muß dein Auto haben, schnell. Du kannst doch gar nicht fahren, sagte sie. Wo willst du hin? Ich muß dein Auto haben, sagte ich, bring es vorbei. Liebe.